

Aufwärts

Bezugspreis:

Erscheint wöchentlich sechsmal. — Preis monatlich 1.25 und 1.35 (Beleghe), beim eigenen Postamt bestellt. — Für Ausland unter Streifenband 1.65 (inkl. Postgeld). Preis der Einzelnummer 10 Pf. Postfachkonto Hannover 67 377.

Christliches Tageblatt

mit den Beilagen „Für Herz und Haus“, „Kindersache“ und „Unser Ziel.“

Anzeigenpreis:

Die einseitige Millimeterzelle oder deren Raum 10 Pfennig. Bei 10 Zeilen 80 Pf. Bei 20 Zeilen 1.50. Bei 30 Zeilen 2.25. Bei 40 Zeilen 3.00. Bei 50 Zeilen 3.75. Bei 60 Zeilen 4.50. Bei 70 Zeilen 5.25. Bei 80 Zeilen 6.00. Bei 90 Zeilen 6.75. Bei 100 Zeilen 7.50. Bei 120 Zeilen 9.00. Bei 140 Zeilen 10.50. Bei 160 Zeilen 12.00. Bei 180 Zeilen 13.50. Bei 200 Zeilen 15.00. Bei 220 Zeilen 16.50. Bei 240 Zeilen 18.00. Bei 260 Zeilen 19.50. Bei 280 Zeilen 21.00. Bei 300 Zeilen 22.50. Bei 320 Zeilen 24.00. Bei 340 Zeilen 25.50. Bei 360 Zeilen 27.00. Bei 380 Zeilen 28.50. Bei 400 Zeilen 30.00. Bei 420 Zeilen 31.50. Bei 440 Zeilen 33.00. Bei 460 Zeilen 34.50. Bei 480 Zeilen 36.00. Bei 500 Zeilen 37.50. Bei 520 Zeilen 39.00. Bei 540 Zeilen 40.50. Bei 560 Zeilen 42.00. Bei 580 Zeilen 43.50. Bei 600 Zeilen 45.00. Bei 620 Zeilen 46.50. Bei 640 Zeilen 48.00. Bei 660 Zeilen 49.50. Bei 680 Zeilen 51.00. Bei 700 Zeilen 52.50. Bei 720 Zeilen 54.00. Bei 740 Zeilen 55.50. Bei 760 Zeilen 57.00. Bei 780 Zeilen 58.50. Bei 800 Zeilen 60.00. Bei 820 Zeilen 61.50. Bei 840 Zeilen 63.00. Bei 860 Zeilen 64.50. Bei 880 Zeilen 66.00. Bei 900 Zeilen 67.50. Bei 920 Zeilen 69.00. Bei 940 Zeilen 70.50. Bei 960 Zeilen 72.00. Bei 980 Zeilen 73.50. Bei 1000 Zeilen 75.00.

Nr. 274.

Bielefeld-Bethel (Verlagsort Bielefeld), Sonnabend, den 22. November 1930.

12. Jahrgang.

Arm zogst du ein ins Leben,
Arm ziehst du wieder aus,
Reich macht dich nur das Geben
Hier und im Vaterhaus.
Da wird nichts mitgenommen,
Fort geht du sonder Last.
Du wirst nur mitbekommen
Was du gegeben hast.

Britische Verlegenheiten.

Mit der üblichen Feierlichkeit ist in London die längst erwartete Konferenz „am runden Tisch“ (Round Table Conference), welche versuchen soll, die indische Frage zu lösen, eröffnet worden. Zu einer eigentlichen Lösung kann es aber gar nicht kommen, weil die Vertreter des nationalindischen Hindutums, vor allem Gandhi, sich weigert haben, an dieser Konferenz teilzunehmen. Es sind also von vornherein nur englandfreundliche Fürsten oder sonstige angesehene Vertreter des Hindutums, bezw. des Mohammedanismus bei dieser Konferenz zugegen. Wie bitter antibrutisch aber die Stimmung selbst der in England weilenden und dort ausgebildeten Hindus ist, davon gibt der Brief eines Hindu, der sich mit vollem Namen und Adresse unterschreibt, an den Herausgeber von „Foreign Affairs“ ein gar zu deutliches Zeugnis. Er schreibt: „In Ihrem Artikel über Indien treten Sie für Zusammenarbeit zwischen Großbritannien und Indien zum Besten beider Länder ein. Können Sie wirkliche Zusammenarbeit erwarten, nachdem die Anglosachsen die Indier: Eingeborene, Nigger, auffällige Schweine usw. genannt haben? Lord Rothermere nennt die Indier unehrlich und verdorben. Er scheint offenbar nicht die Ehrlichkeit der Kaufleute in seinem eigenen Lande zu kennen, die die guten Erdbeeren oben auf den Korb legen und die verdorbenen unten auf den Boden. Ich will Ihnen meinen eigenen Fall vorlegen, der nebenbei keine Ausnahme ist, um Ihnen das Vorurteil gegen die Farbe (die Hautfarbe ist gemeint) zu illustrieren. Als ich eine Vorlesung über Sozialwissenschaft halten wollte, wurde mir gesagt, daß die weißen Studenten die Idee, durch einen Schwarzen belehrt zu werden, nicht liebten. Dabei ist doch ein Indier gar nicht schwarz. Und die Gesellschaft, die mich anstellen wollte, nennt sich noch dazu international. Ein Universitätssekretär, der zugab, daß ich klüger wäre, als manche weiße Leute, sagte mir direkt ins Gesicht, daß meine Farbe ein Hindernis für meinen Fortschritt in diesem Lande sein werde. Wird etwa die Farbe eines weißen Mannes in Betracht gezogen als Hindernis, wenn er für einen Posten in Indien bestimmt wird? Ja, aber Indien gilt als ein Land des weißen Mannes! Ich bin nun schon 16 Jahre lang auf dieser wüsten Insel, und jeder Augenblick war eine Folter. Sie fragen: warum gingst du nicht nach Indien zurück? Meine Antwort ist, ich kann nicht zurückgehen, denn dort würde mich der Engländer wieder rücksichtslos aus der Stellung herausbringen. Ich habe keine Liebe für den Anglosachsen. Daraus brauchen Sie nicht den Schluß zu ziehen, ich sei ein Kommunist. Mein Ziel ist Indien für die Indier. Bis vor kurzem habe ich noch für die Labour Party Propaganda getrieben, aber ich habe herausgefunden, daß auch die Labour-Party typisch anglosächsisch ist. England hat mich gezwungen, es in jeder Beziehung nachzuahmen, in Sprache, Literatur, Philosophie usw. . . Wenn ich das Recht der Gleichheit mit einem Anglosachsen beanspruche, dann wird mir gesagt, ich sei geringerer Qualität (inferior), nur weil meine Haut braun ist.“ Der Herausgeber findet in diesem Brief die Bestätigung dafür, daß die Haltung der Briten in Indien der eigentliche Grund der gegenwärtigen Schwierigkeiten sei. Er meint aber, daß dies nur ein Fehler der Vergangenheit sei, den man heute nicht mehr begehe. Selbst, wenn dies zutreffen sollte, so wird sich der Vulkan des Grolls, der sein Feuer in einer langen Vergangenheit angesammelt hat, schwerlich durch eine aus der Sorge geborene Veränderung des Benehmens zuschütten lassen.

Unter der bezeichnenden Überschrift „Befindet sich die besondere britische Fähigkeit zu regieren in der Abnahme?“ bringt „Foreign Affairs“ noch andere Schwierigkeiten als die indische zur Sprache. Besondere Sorge macht dem Blatt die Lage in Palästina und der Herausgeber, der doch selbst zur Labourregierung gehört, läßt deutlich merken, daß er mit der Regierung nicht einverstanden ist. Es handelt sich um die letzte Maßnahme der Regierung, welche die jüdische Einwanderung beschränkte und den Versuch macht, als Polizeimacht zwischen Juden und Arabern die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten. Norman Angell steht auf dem Standpunkt, daß hier

ein Weltproblem vorliege, daß das Interesse der ganzen Christenheit darauf aus sein müsse, das Jahrhundert alte Unrecht des Westens gegen das jüdische Volk wieder gut zu machen, kurz, daß Palästina, so wie es die Zionisten wünschen, wieder das Vaterland der Juden sein müsse. Sehr deutlich tritt hier die Furcht hervor, das Judentum zu beleidigen. Viele Tausende von Juden, die im Bankfach, der Finanz, im Handel, in der Presse hervorragende Stellungen einnehmen, seien jetzt in der Lage, die britische Politik in Verlegenheit zu bringen. Ein amerikanischer Jude schreibe, „wir können und werden in diesem Lande eine antibrutische Bewegung unter den Juden Amerikas schaffen, die sich weiterverbreitet, mächtiger und gefährlicher für Großbritannien wird, als jemals eine Sinn-Fein-Bewegung (gemeint ist die frühere aufständische Bewegung in Irland) gewesen ist.“ Dabei wird vergessen, daß eine feindselige Haltung gegen die Araber den Mohammedanismus ebenso in Bewegung setzen könnte wie das Judentum, und daß überhaupt eine Partei wie die Labour-Party, welche die Gerechtigkeit als ihr Haupt Schlagwort auf die Fahne geschrieben hat, eben nur nach der Gerechtigkeit fragen sollte und nicht darnach, welche Macht sie durch ein gerechtes Verhalten beleidigen könnte. Daß man, wie Norman Angell meint, mit jüdischem Gelde die Araber auch anderwärts ansiedeln könnte, glaubt er wohl selbst nicht.

Eine andere, fast unlösliche Schwierigkeit bietet die Frage, ob und in welcher Weise man Zollschranken aufrichten könnte. In England gibt es 2½ Millionen Arbeitslose. Die Krise, die dadurch hervorgerufen ist, nennt Norman Angell selbst fast so schrecklich wie einen Krieg. Eine ganze Reihe von Plänen kreuzen sich hier. Nach der früheren Wirtschaftspolitik ist England durch den Freihandel groß geworden. Der Zollpolitik, welche den Freihandel auf das Weltreich beschränken (Empire Free Trade) und gegen die übrige Welt Zollschranken aufrichten will, sind die Vertreter der Dominions, vor allem Kanadas, entgegengetreten. Sie wünschen eine Politik der Vorzugszölle, so daß z. B. Kanada seinen Weizen ohne Zoll einführen kann, während der argentinische Weizen mit Zoll belegt wird. Dafür würde dann Kanada wieder den britischen industriellen Produkten einen Vorzugszoll einräumen. Daß damit der ganze Handel mit dem übrigen Ausland in Unordnung geraten würde, ist ohne weiteres klar. Die eigentliche Schwierigkeit im ganzen Zollproblem, die übrigens Deutschland ganz ebenso angeht wie England, liegt darin, daß in dem Ausland, welches bis vor kurzem keine Industrie hatte, überall Industrien eingerichtet werden. Australien, Kanada, Südafrika und auch Argentinien und in immer größerem Maße China, werden Länder, die eigene Industrieprodukte liefern.

Soweit man als Laie sehen kann, gibt es hier nur eine einzige Lösung, nämlich die, die Landwirtschaft in den alten Industrieländern zu stärken. In Deutschland sollte das noch möglich sein, aber ob für England diese Zeit nicht schon vorbei ist?

Die kirchlich-sozialen Bestrebungen.

Der ökumenische Rat für praktisches Christentum, der die anglikanischen, orthodoxen, altkatholischen, lutherischen und reformierten Kirchen umfaßt und auf der Weltkonferenz für praktisches Christentum in Stockholm im Jahre 1925 gebildet wurde, hat kürzlich in Chexbres-Beven eine Tagung abgehalten. Diese Tagung befaßte sich mit der neuen Verfassung des ökumenischen Rats, der Ausarbeitung eines Studienprogramms und mit den sozialen Aufgaben der Kirchen. Insbesondere hat er auch die Entschliessungen einer Sonderkonferenz behandelt, die im Juli 1930 in London stattfand und von dem Generalkonferenzrat der Kirchen einberufen worden war. Diese Beratungen betrafen die Frage der Arbeitslosigkeit, die Rationalisierung und die Stellung der Kirchen zu dem internationalen arbeitsrechtlichen Übereinkommen. Die Londoner Konferenz hat ihre Entschliessungen in drei sehr umfangreichen Entschliessungen niedergelegt, von denen die letzte über die internationalen arbeitsrechtlichen Übereinkommen sich in vier Abschnitte gliedert. Nach dem ersten grundlegenden Abschnitt wird im zweiten darauf hingewiesen, daß die Kirchen nach Möglichkeit für eine Verbreitung der Kenntnis der Tätigkeit des internationalen Arbeitsamts auf geeignete Weise sorgen sollen, im dritten Abschnitt werden verschiedene Fragen aufgezählt, die hinsichtlich der Ratifikation der internationalen arbeitsrechtlichen Übereinkommen für die Kirche von größter Bedeutung sind und der

vierte Abschnitt behandelt die Vorbereitung der Übereinkommen. Hier werden die Kirchen aufgefordert, bei der Ausarbeitung der Übereinkommen darüber zu wachen, daß die Grundlage des christlichen Sittengesetzes in den Übereinkommen ihren Ausdruck finden.

Auch der Weltbund der christlichen Vereine junger Männer und Mädchen hat beschlossen, auf seiner 20. Jahreskonferenz im August 1931 in Cleveland und Toronto sozialpolitische Fragen zu behandeln. Insbesondere ist beabsichtigt, die Tätigkeit dieser Vereine nach sozialen Gesichtspunkten zu gestalten. Sie sollen mit allen ihren Kräften an der Förderung des Arbeiterschutzes und der Arbeiterwohlstandes mitwirken und die Behörden und die Öffentlichkeit auf Arbeitsbedingungen hinweisen, die der menschlichen Würde und den christlichen Idealen widersprechen.

Anlässlich des Sonntags der Arbeit hat der Sozialausschuss des Bundesrats der protestantischen Kirchen in den Vereinigten Staaten eine Botschaft veröffentlicht, die sich vor allem mit den schädlichen Folgen der Mechanisierung und der Arbeitslosigkeit befaßt und in diesem Zusammenhang die Aufmerksamkeit der christlichen Kreise auf die soziale Frage lenkt. Für Amerika besonders bedeutend ist die Tatsache, daß diese Botschaft sich energisch für die Einführung einer Alters- und Arbeitslosenversicherung einsetzt.

Es sei in diesem Zusammenhange erwähnt, daß auch die Britischen Kirchen einen sozialen Ausschuss gebildet haben, der kürzlich seinen ersten Jahresbericht vorlegte. Der Ausschuss arbeitet eng zusammen mit der britischen Völkerbundsliga. Seine sozialpolitische Tätigkeit erstreckt sich auf die Förderung des Arbeiterschutzes auf christlicher Grundlage. In dem Bericht wird mitgeteilt, daß der Ausschuss beabsichtigt, eine besondere Aktion zum Schutz jugendlicher Arbeiter einzuleiten.

Die Beamtenbauparkasse und ihr Zuteilungsverfahren „Eigenheim“

Johannes Lubahn.

Im Monat Oktober fanden durch die Beamtenbauparkasse, Berlin, zwei Zuteilungen an die Sparer statt. Rund ¼ Millionen Mark konnten von neuem an 148 Sparer bereitgestellt werden. Ueber 7 Mill. Mark hat die Beamtenbauparkasse bereits zur Verfügung gestellt. Trotzdem die Beamtenbauparkasse erst 1928 von den Beamtenpionierorganisationen gegründet worden ist, kann sie jetzt schon auf das außerordentlich günstige Ergebnis hinweisen, daß sie jedem dritten Sparer bei der Finanzierung seiner Heimstätte helfen konnte. Keine andere Bauparkasse, auch keine öffentliche Bauparkasse, konnte ihre Sparer in so weitgehendem Maße befriedigen.

Beachtenswert ist, daß die Beamtenbauparkasse zum erstenmal nach ihrem neuen Schlüsselzahlverfahren „Eigenheim“ eine Zuteilung vorgenommen hat. Bis Mai dieses Jahres bestand bei der Beamtenbauparkasse nur das Auslosungsverfahren. Sparer, die nach Eintrittszeit und nach der selbstgewählten Sparzeit gleiche Rechte besaßen, wurden bei dem alten Verfahren in besonderen Auslosungsgruppen geführt. Innerhalb dieser Auslosungsgruppen entschied das Los, wer zuerst an die Reihe kam. Beim neuen Zuteilungsverfahren „Eigenheim“ entscheidet die höchste Schlüsselzahl unter den Sparern, die ein und dieselbe Sparzeit gewählt haben, die Reihenfolge der Zuteilung. Maßgebend sind Eintrittszeit und besondere Leistungen der Sparer. Dadurch hat es jeder Sparer weitgehend in der Hand, den Zuteilungstermin zu regeln. Die Zuteilung ist also bei dem Verfahren „Eigenheim“ nicht dem Zufall der Auslosung überlassen. Besonders solche Sparer, die jetzt in den ersten Jahren beitragen, haben die Möglichkeit, frühzeitig zu ihrem Darlehen zu kommen. Während beim alten Verfahren die Spareinlagen mit 3½ Prozent verzinst und die Darlehen zu 4½ Prozent Zins vergeben wurden, werden beim neuen Verfahren „Eigenheim“ die Sparbeiträge nicht verzinst. Ebenso werden aber auch die Darlehen zinslos den Sparern bereitgestellt und zwar unkündbar. Zum Sparbeitrag wird eine kleine Verwaltungskostengebühr und ein Zuschlag für den Familienschutz erhoben. Nach Zuteilung des Darlehens sind beim Tode des Sparer die Hinterbliebenen von jeder Sparte, Zins- oder sonstigen Leistung befreit. Für die Hinterbliebenen wirkt sich das Sparverfahren der Beamtenbauparkasse ähnlich wie eine Lebensversicherung aus. Trotzdem die Darlehen beim Verfahren „Eigenheim“ zinslos bereitgestellt werden, wird kein Sparer,

an für 1931, der Einnahmen und Mark. Gegen eine Herabsetzung Millionen Mark verlaufen die Wa- aben, die an die Verbleiben für den 2.

beretts mit einer teuren gerechnet; Steuen sind mit aftstage geringer

die Befahungs- fortgefallen. Die auf 1054,5 Mil- Verwaltungsaus- en Mark. Von auf Befoldungen lungen durch an- 208,9 und auf Millionen Mark. riums sind als 439,6 Millionen Millionen Mark taatszuschüsse für de sowie die Zy- llionen Mark.

nfekten lanmäßige Beam- der Zahl der beiter um 1511, onen im Staats- planmäßige Be- Senkung der Ge- sowie der Rüd- en Reichsüberwei- Mark beziffert.

ird auf die Not- hen Preisniveau. Die Senkung bedingte auch eine Die Hauszins- die Erhöhung der um 3 Prozent, Raze gekennt wer- Rundverm- laktung mit Mal- liegt, ein schne-

igungen soll dem l der Hauszins- die neuen Kom- Preußen werden ichtlich 200 Mil-

schäftsplan noch Reich, die reids- en auf Erhöhung weitem, um den

em Landes-

n nach der Sen- Millionen Mark seit und 582 Mil- zur Verfügung

ierung für 1932 ändern die Ein- und Brannwein ung an der Ein- rabzusuchen, Röße Länder. Der Er- höhung der Bew- und der bei der sei durchaus zu

us: „Es muß ihm

Selbstzweck hoch- ungsmännern, wenn würde Die Seele

hm, dem allweisen des Geistigen

Arbeit für das jungen Jah-

weiterobernden will denken, for- selbständig sein

und unsern wif- ung nicht entgegen- gten Lebensdrang-

ir nicht welfremd- timmend sein wol- Gute, echte, wahre

ist als Einlagen in über auch dabei ist

der Mensch das alles ugen des Nächsten

ormatorische Prin- Dominante für alle orten wir uns auch

he Neutralität ver- ein Vermeiden ferner wiffend, daß ten dem Vaterland

es Gott, der Schöp- den ließ, auferlegte. Zeiten im Beson- gegen die Gewalt ertums zu verant- annnt, mit welchen und mit welchen er in den Pausen

Notverordnungen im Ausschuß.

Generalaussprache über die Befugnisse des Ausschusses. — Staatssekretär Joel bezweifelt das Recht auf Abänderungen.

Der Haushaltsausschuß des Reichstages begann die Beratung der Notverordnungen des Reichspräsidenten. Von kommunistischer Seite wurde der Ausschuß ersucht, noch vor der Beratung der Notverordnungen zu dem Schiedsspruch für die Ruheindustrie Stellung zu nehmen. Entsprechend einer Erklärung des Vorsitzenden, nach der für diesen Antrag in erster Lesung der Sozialpolitische Ausschuß zuständig ist, wurde eine Erörterung des kommunistischen Antrags abgelehnt.

Alsdann entwickelte Abgeordneter Heiman als Vorsitzender des Ausschusses in längeren geschäftsordnungsrechtlichen Darlegungen die Sachlage in der Frage der Notverordnungen.

Er kam zu dem Schluß, der Reichstag könne es mindestens seit 1925 als sein gutes Recht ansehen, Änderungen an Notverordnungen vornehmen zu dürfen, während der Ausschuß solche Änderungen nach dem ersten Ermächtigungsgesetz von der Reichsregierung lediglich hätte verlangen können. Der Reichstag habe also auch gegenüber dieser Notverordnung des Reichspräsidenten das Recht zu Änderungen einzelner Bestimmungen.

Ebenso sprach auch der Vertreter der Deutschen, Abgeordneter Götthelmer, dem Reichstag das Recht der Vornahme von Änderungen zu.

Als Vertreter der Reichsregierung wandte sich Staatssekretär Joel vom Reichsjustizministerium gegen diese Darlegungen. Er führte aus:

Das Initiativgesetzgebungsrecht des Reichstages ist gegenüber der Verordnung des Reichspräsidenten in keiner Weise eingeschränkt. Die Bestimmungen der Verordnung können also durch Gesetz materiell geändert werden. Der Reichstag kann zweifellos verlangen, daß eine Notverordnung im ganzen außer Kraft gesetzt wird. Zugewogen würden gegen das Verlangen nach einer teilweisen außertrafliche schwere staatsrechtliche Bedenken bestehen.

Der Haushaltsausschuß kann also dem Plenum vorschlagen, zu verlangen, daß die ganze Verordnung außer Kraft gesetzt wird. Er kann auch dem Plenum vorschlagen, eine Entschließung anzunehmen, wonach die Reichsregierung ihrerseits einen Gesetzentwurf zur Vornahme einzelner Bestimmungen der Verordnung vorlegen soll. Er kann schließlich dem Plenum vorschlagen, die Initiative für ein solches Gesetz zu ergreifen.

Danach begann die allgemeine Aussprache über die neun Anträge zu den Notverordnungen. Von diesen Anträgen verlangen zwei, die der Nationalsozialisten und der Deutschen Nationalen Volkspartei, die völlige Aufhebung der Notverordnungen; drei, von der Wirtschaftspartei und den Kommunisten eingebracht, Anträge verlangen die Aufhebung von Teilen der Notverordnungen, und die restlichen vier Anträge beziehen sich auf die Diktate.

In der Aussprache nahmen je ein Vertreter der Nationalsozialisten und der Christlichsozialen, Staatssekretär Zweigert und zwei Kommunisten das Wort. Sämtliche Parteiredner begründeten die Anträge ihrer Fraktion. Ein Beschluß wurde noch nicht gefaßt.

Einigung mit Indien?

— London, 21. November.

Die dritte britische Reichskonferenz — die erste im Jahre 1917 diente der Kriegführung, die zweite im Jahre 1926 brachte die Umwandlung des britischen Weltreichs in einen Staatenbund — endete dieser Tage in London mit einem Mißerfolg. Es ist nicht gelungen, einen engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß zwischen den einzelnen Teilen des englischen Reiches herbeizuführen, hauptsächlich auch deshalb nicht, weil die Politik des Schatzkanzlers Snowden dem entgegenstand. Die Inanspruchnahme neuer Verhandlungen über diese Fragen vermochte England über den Mißerfolg der dritten Reichskonferenz nicht hinwegzutreiben, wie auch die erschütterte Stellung des Arbeiterkabinetts Macdonald dadurch nicht wieder gestärkt worden ist.

Inzwischen hat die große englisch-indische Einigungskonferenz an dem eigens dazu angefertigten ovalen Tisch im Königinnenpalast des St. James-Palastes begonnen. In einem Zeitpunkt also, in dem Macdonald eine neue Niederlage, koste es, was es wolle, vermeiden muß. Die indischen Fürsten und Maharadschas, die jetzt in London als — nicht bevollmächtigte — Vertreter Indiens verhandeln, werden aber aus diesem Schwachpunkt der Regierung Macdonald kaum Nutzen ziehen können. Das Weserliche der indischen Fürsten ist mit dem Englands verflochten. Lassen sie jetzt die Gelegenheit vorübergehen, dann zieht die Gefahr heran, daß die radikale indische Freiheitsbewegung noch mehr an Boden gewinnt und eine neue konservative Regierung Englands noch weniger bietet, so daß dann ein Kampf beginnt, bei dem England und die Maharadschas gleich viel zu verlieren haben.

In der Generaldebatte, mit der die ersten Tage der englisch-indischen Konferenz ausgefüllt waren, setzten sich die Fürsten für die Errichtung eines indischen Staatenbundes und für die sofortige Gleichstellung Indiens mit Kanada und Südafrika, also für die Erhebung Indiens zum Dominion ein. Wenn darüber englische Zeitungen feststellen, „auch die indischen Für-

auf den Arbeitsstätten an unsere Jugend herantritt. Wir verantworten es vor Gott und der gläubigen Gemeinde, wenn wir unsere Führer in ernster Arbeit durch Literatur, Freizeiten und Kurse schulen für den kommenden Generalangriff des atheistisch-gebundenen, fälschlich sogenannten „Freidenkertums“. Was die Wissenschaft gesagt hat, die ehrlich und objektiv redete, besser noch zu nächst, was sie sagen kann in ihrer Begrenztheit und Gebundenheit — darüber informieren wir unsere Jugendführer und dadurch die Jugend. Wir schauen allen Anwürfen gegen die Bibel, gegen die Kirche, gegen das Christentum klar ins Auge. Und heutzutage beginnen wir recht früh damit. Seitdem wir wissen, daß die atheistisch-sozialistische „Kinderfreundebewegung“ an Kindern schon anfangt, von Religion als Verdummungssopium zu reden, sprechen wir dann und wann und da und dort gelegentlich mit unseren Knaben schon über das, was wir den Freidenkern zu sagen haben. In dem von mir geleiteten Knabenblatt „Die junge Schar“, das den Jüngsten in unserer Bewegung zu Diensten steht, lesen sie manches von dem, was Jungen schon den Gottlosen sagen können.

Deshalb verantworten wir es, wenn wir Jugend werden. Wir wissen, daß wir ihr etwas bieten müssen für die Zukunft. Wir wissen, daß des Glaubens Bedeutung im Kampf ums Dasein das Allerwichtigste und Aller-Praktischste ist, was ein Mensch nötig hat. Wir lehnen allen frommen Schwundel und alles religiöse Weichliche ab. Wir wissen, daß der im wahren Sinne ein Mann ist, „der beten kann und Gott, dem Herrn vertraut“. Der alte Ernst Moritz Arndt hat eine Erfahrungssatzung ausgesprochen: „Der zaget nicht, wenn alles bricht; dem Frommen nimmer graut.“ Die Gebundenheit an Gott formt und schafft — Männer.

Mülheim (Ruhr) Speldorf.

Rektor W. Ley,

Schriftleiter der „Die junge Schar“.

ten würden keinen Damm gegen den Nationalismus“, ihre Forderungen seien gar nicht so verschieden von denen der Gandhi-Bewegung, dann ist das weit übertrieben. Die indische Nationalbewegung hat die Erhebung Indiens zum Dominion als eine bis zum 31. Dezember 1929 zu leistende Abschlagszahlung von England gefordert. Letztes Ziel dieser Bewegung war aber die Errichtung eines vollkommen selbständigen indischen Staatensystems; der Austritt aus dem britischen Reichsverband. Und im Interesse der Durchsetzung dieses Zieles ließen sich Gandhi und Pandit Nehru in die Gefängnisse werfen.

Es bestehen also sehr erhebliche Differenzen zwischen der Politik der Indier, die in London mit England verhandeln, und der Führer, die in Indien den Kampf gegen England predigen und die Verhandlungen mit England als „Verrat“ brandmarken. Laran vermögen auch die entschiedensten Erklärungen, wie sie z. B. auch der Gründer der Mohammedanischen Liga, Maulana Muhammed Ali, und Dr. Moonje, der Vertreter einer Hindu-partei, im Verlaufe der weiteren Verhandlungen in London abgegeben haben, nichts zu ändern.

Beide warnten England, Hoffnungen auf die gewaltsame Unterdrückung der indischen Bewegung zu setzen. „Vom englischen König erhoffe ich“, so fuhr Maulana Muhammed Ali dann fort, „daß er den 320 Millionen, die ein Fünftel der gesamten Menschheit bilden, Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Ich will nur in mein Land zurückkehren, wenn ich mit Freiheit in der Hand zurückkehren kann. Sonst will ich nicht in das Sklavenland zurückfahren. Ich ziehe vor, in einem fremden Lande zu sterben, solange es ein freies Land ist. Ihr werdet mir hier ein Grab geben müssen. Viele, die hier auf dieser Konferenz hätten sein müssen, befinden sich noch im Gefängnis von Indien. Mein Bruder und ich waren die allerersten, die von Lord Reading, dem früheren Vizekönig von Indien, ins Gefängnis gesteckt wurden.“

Indien hat fünfzig Meilen-Stiefel angelegt. Wir machen Gewaltmärsche, die die Welt in Erschauern versetzen werden, und wir werden nicht nach Indien zurückkehren, wenn nicht ein neues Dominion geschaffen wird. In Indien haben wir nicht die Macht, zu töten. Aber in dem Augenblick, wo wir den Willen zu sterben entwickeln, werden Zahlen sprechen.

Wir sind augenblicklich uneinig, und Ihr herrscht; in dem Augenblick aber, wo wir einig sind, werdet Ihr nicht mehr in der Lage sein, die Herrschaft über uns auszuüben. Die britische Herrschaft über Indien ist dem Untergang geweiht; sie muß hier beseitigt werden. Über die Freundschaft zwischen Großbritannien und Indien soll fortbestehen.

Ich setze mich jetzt und hoffe, ich werde nicht mehr ersucht werden zu sprechen, bis Sie, Herr Vorsitzender, erklären, daß Indien ebenso frei ist wie England.“

Das ist gewiß eine temperamentvolle Erklärung, aber auch dieser Redner will Freundschaft mit England, wie ja die Mohammedaner in Indien von der Durchsetzung der radikalen Nationalbewegung als religiös-soziale Minderheit ihre Vergewaltigung befürchten. Wahrscheinlich wird es nach langer und heftigen Kämpfen gelingen, Vereinbarungen über die Lokierung der britischen Herrschaft zu erzielen, nämlich die Errichtung unabhängiger Provinzen, die sich in Zukunft selbst verwalten und die ihrer Größe nach hinter den europäischen Staaten nicht zurückbleiben. Die Zentralregierung Indiens aber wird auch bei einer solchen Regelung nach wie vor fest in den Händen Englands liegen, und erst vor wird die Armee britischem Kommando unterstehen.

„Do X“ in Santander.

— In Bord der „Do X“, 20. November. Unsere Befahrung bei Santander ging trotz stark bewegter See und Wellen von 2 Metern Höhe ganz glatt vonstatten. Wir hatten Gegenwind von 60 Stundenkilometern Geschwindigkeit, so daß es fraglich war, ob wir La Coruna noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichen würden. „Do X“ hat sich in dem schlechten Wetter glänzend gehalten.

Schlusssitzung des Reichsrats.

Verabschiedung des Reichshaushaltsplans und der Steuergesetze.

— Berlin, 21. November.

Die entscheidende Vollversammlung des Reichsrats, auf deren Tagesordnung die Verabschiedung des Reichshaushaltsplans für 1931 und der Steuergesetze stand, wies einen außerordentlich starken Besuch auf. Anwesend waren Reichskanzler Dr. Brüning, Reichsaussenminister Dr. Curtius, Reichsfinanzminister Dietrich und Reichswehrminister Groener. Auch ein Teil der Präsidenten der deutschen Länder war anwesend; ferner bemerkte man den preussischen Ministerpräsidenten Braun und den bayerischen Ministerpräsidenten Heß.

Eröffnet wurde die Sitzung mit längeren Darlegungen des Generalberichterstatters, Ministerialdirektor Dr. Dreht.

Der Redner brachte ein umfassendes Zahlenmaterial vor, aus dem folgendes hervorgehoben sei: Die gesamten Netto-Ausgaben gingen gegen 1930 um 1314,4 Millionen Reichsmark zurück auf 10302,8 Millionen. Von der Minderausgabe von fast 1½ Milliarden kämen 63 Millionen auf Gehaltskürzungen beim Reich und 406 Millionen auf Kürzung der Ueberweisung an die Länder, von denen wiederum 270 Millionen Wirkungen der Gehaltskürzung seien. Die Beitragserhöhung zur Arbeitslosen-Versicherung habe eine Verminderung der Zuschüsse um 265 Millionen ergeben.

Für die Wehrmacht

seien mit 657,5 rund 22,5 Millionen weniger als voriges Jahr angefordert worden. 15,9 Millionen des Unterschiedes kämen auf Gehaltskürzungen und 9,9 Millionen auf Erhöhung der Einnahmen, vor allem durch Verwertung alter Kriegsschiffe, so daß sachlich 3,3 Millionen mehr als 1930 eingesetzt seien. Angesichts der Anforderung der ersten Rate für ein Panzerschiff „Ersatz Goeben“ und des weiteren Bauprogramms hätten die Zuschüsse anerkannt, daß die überalterten Linienfahrzeuge ersetzt werden müßten, wenn nicht die Bemannungen ersatzlos von ihnen heruntergenommen werden müßten.

Für die Arbeitslosen-Versicherung würden 1931 keine Reichsbeträge mehr eingesetzt, weil notfalls die 6½-prozentigen Versicherungsbeiträge für das ganze Jahr gezahlt werden sollen.

Der dadurch entstehende Betrag von 2116 Millionen würde für die gleiche Zahl von Arbeitslosen reichen wie 1930. Da ihre Zahl sich aber zu Lasten der Kommunen vergrößerte, hätten die Zuschüsse nur unter der Voraussetzung zugestimmt, daß die der Verschiebung entsprechenden Teile der Gesamtmittel zur Entlastung der Gemeinden verwendet werden.

Bei den Einnahmen sei die Schätzung der Steuern und Zölle mit insgesamt 9794,6 Millionen (gegen das Vorjahr ein Weniger von 1131 Millionen) zu hoch, falls die schlechte Wirtschaftslage voll andauere. Nach Ansicht der Reichsratsausschüsse müßte man einige hundert Millionen weniger ansetzen.

Eine Erklärung Dr. Heß.

Der bayerische Ministerpräsident Dr. Heß gab eine Erklärung ab, in der zunächst hingewiesen wird auf die katastrophale Entwicklung der deutschen Wirtschaftslage und der öffentlichen Finanzen. Die Sanierung der Reichsfinanzen sei unter diesen Umständen dringend notwendig gewesen. Die vorliegenden Maßnahmen machten aber den Eindruck, als ob hier die Reichsanierung auf Kosten der Länder und Gemeinden gemacht werden soll. Es entsehe der Eindruck, als sollte damit eine Reichsreform eingeleitet werden, die für Länder und Gemeinden unerträglich wäre.

In normalen Zeiten wären diese Maßnahmen glatt abzulehnen. Wenn der Reichsrat sich dennoch zur Zustimmung entschlossen hat, so war dafür bestimmend, daß eine unmittelbare Lebensgefahr besteht nicht nur für das Reich, sondern auch für die Länder und Gemeinden, die daher ein solidarisches Interesse mit dem Reich an der schleunigen Sanierung haben.

Bei dieser Zustimmung muß aber mit Nachdruck betont werden, daß es sich bei den Maßnahmen nur um einmalige und zeitlich begrenzte Maßnahmen handeln kann.

Dr. Heß äußerte weiter Bedenken gegen das Gehaltskürzungsgesetz und gab der Erwartung Ausdruck, daß mit den Preisentfaltungen auf allen Gebieten fortgeföhren werde.

Nach einer Erwiderung des Reichsfinanzministers Dr. Dietrich und einigen weiteren Erklärungen wurde das Haushaltsgesetz angenommen. Das Gehaltskürzungsgesetz wurde bei Stimmenthaltung von Sachsen, Braunschweig und Thüringen angenommen.

Mit großen Mehrheiten wurden dann angenommen das Personalaufwands-gesetz, das Gesetz über die Ausgabenbegrenzung und das Gesetz, das die Ablieferungs-pflicht im Reichspost-finan-gesetz regelt.

Das Tabaksteuergesetz wurde in der am Vormittag beschlossenen Kompromißfassung mit 45 gegen 21 Stimmen angenommen.

Mit Stimmenmehrheit wurden auch das Gesetz über die Entung der Realsteuern sowie die Gesetze über die Verbilligung des mit öffentlichen Mitteln geförderten Kleingewohnungsbaus, über weiteren Abbau und Beendigung der Wohnungszwangswirtschaft und das Kleingewohnungsbürgerrechtsgesetz angenommen.

Nacheinander wurden dann auch die übrigen Vorlagen angenommen. Nach der Schlusssitzung ergriß

Reichskanzler Dr. Brüning

das Wort zu einer kurzen Ansprache, in der er dem Reichsrat seinen Dank für die schnelle Arbeit ausdrückte. Auch der Reichstag müsse nunmehr mit größtmöglicher Beschleunigung das Gesetzeswerk verabschieden, was das Wohl des Vaterlandes dies verlange.

Curtius antwortet Tardieu.

Anschließend an die Verabschiedung der Sanierungsvorlagen ergriff Reichsaussenminister Dr. Curtius das Wort zu einer längeren Rede, in der er die schwebenden außenpolitischen Fragen berührte und sich

besonders mit der letzten Rede Tardieus auseinander-
gesetzt. Zunächst erklärte der Minister, das Sanierungs-
werk trage seinen unmittelbaren Zweck in sich selbst.
Aber gleichzeitig gelte es, der Tatsache ins Auge zu
sehen, daß niemand von uns heute wissen kann, ob
wir mit den Maßnahmen, die Ordnung in unserem
Geld schaffen sollen, auskommen werden, wann wir
auch internationale Schritte tun müssen, die in den
Verträgen zum Schutze unserer Wirtschaft und Wäh-
rung vorgesehen sind.

Nach einem Rückblick auf die Rheinlandräumung
und Betrachtungen über die Verständigungspolitik ging
Dr. Curtius zu der

Abrißungsfrage

über. Er wandte sich dabei gegen die These Tardieus,
daß von einem vertraglichen Rechte Deutschlands auf
eine allgemeine Abrißung nicht die Rede sein könne,
daß vielmehr der den Besiegten auferlegten Verpflich-
tung nur ein spontaner Wunsch der Sieger gegenüber-
stände, und erklärte:

Ich kann mir nicht denken, daß der französische
Ministerpräsident jetzt, wo das Abrißungsproblem zur
endgültigen Entscheidung drängt, eine These durchsetzen
will, die die Basis aller Verhandlungen der letzten
zehn Jahre berühren würde. Es handelt sich hierbei
ja nicht allein um rechtmäßige Forderungen Deutsch-
lands, sondern um eine der wichtigsten Aufgaben des
Völkerbundes, dessen Zukunft, ja dessen Bestand ge-
fährdet würde, wenn er sich nicht im Stande erweisen
sollte, das Abrißungsproblem zu lösen.

Bezüglich der weiteren Argumente Tardieus gab
der Minister der Meinung Ausdruck, daß es nicht nur
in Deutschland auf starke Eklipsis stößt, wenn er nachzu-
weisen versucht, daß Frankreich seit dem Weltkrieg
sehr wesentliche Verminderungen seiner Gesamtleistung
vorgenommen habe.

Gewiß ist die These des französischen Minister-
präsidenten richtig, daß der Versailler Vertrag die un-
geheuren Verluste des Krieges nicht verursacht hat. Der
Vertrag hat aber ganz gewiß schlechte Mittel gewählt,
um sie zu beseitigen. Er hat dadurch die Kriegsschäden
erhöht und ihre Nachwirkungen verlängert. Der Mini-
ster verwahrte sich dann gegen den Vorwurf Tardieus,
daß

der Revisionsgedanke

von Deutschland leichtfertig angeschnitten worden sei,
und wandte sich gegen die Auslegung des Artikels 19
durch Tardieus. Selbst wenn der Artikel 19 oder
andere Prozeduren gar nicht beständen, bleibt es da-
bei, daß nicht starre Verträge, sondern das Leben der
Völker die Zukunft bestimmen müssen. Es ist da-
her Aufgabe der Staatskunst, gefährliche Gegenstände
rechtzeitig auszugleichen und Raum für alle Entwick-
lungsmöglichkeiten zu schaffen.

Neuer Metall-Schiedsspruch.

Für Niederschlesien. — Vorklärung in zwei Etappen.

Der Schlichtungsausschuß Görlitz hat für die Be-
triebe des Verbandes der Metallindustriellen Nieder-
schlesiens einen Schiedsspruch gefällt, auf Grund dessen
mit Beginn der Lohnwoche, in die der 1. Dezember
fällt, die Löhne der gelernten, angelernten und unge-
lernten Arbeiter um 3 Prozent und diejenigen der
Frauen um 2 Prozent gesenkt werden. Ab 15. Januar
1931 tritt eine weitere Ermäßigung der Löhne der
gelernten und angelernten Arbeiter um 4 Prozent,
der Löhne der ungelerten Arbeiter um 3 Prozent
und der der Frauen um 2 Prozent ein. Der Spitzen-
lohn des Arbeiterklasse wird ab 15. Januar in der
ersten Ortsklasse 72,5 Pfennig betragen. Die Ge-
haltungsdauer des neuen Tarifs ist bis 30. Juni 1931
festgelegt. Ueber die Annahme oder Ablehnung des
Schiedsspruchs müssen sich die Parteien bis zum 25.
November schlüssig machen.

Die Lohnfrage im Bergbau.

Zwei Entschliessungen der Reichskonferenz des Berg-
arbeiterverbandes.

Die zur Zeit in Berlin tagende Reichskonferenz
des Bergarbeiterverbandes nahm zwei Entschliessun-
gen zur Lohnfrage an. Die erste fordert Solidarität
aller Bergarbeiter gegenüber den „sozialen Attaken
der Gegenbesitzer und der Reichsregierung“. Preisab-
bau, Schlichtungsverfugung und Reallohnverbesserung
sind die Ziele dieser Politik.

In der zweiten Entschliessung wird scharfster Pro-
test erhoben gegen den am 12. November 1930 in
Essen gefällten Schiedsspruch, der aus sozialen und
wirtschaftlichen Gründen untragbar sei. In der Ent-
schliessung heißt es u. a.:

Die Leistung je Mann und Schicht ist im Ruhr-
gebiet gegenüber dem Jahre 1913 um fast 50 Prozent
gestiegen. Im Laufe dieses Jahres ist die Belegschaft
um rund 80 000 vermindert worden. Nach überein-
stimmender Ansicht der Parteien müßten noch 45 000
Bergarbeiter entlassen werden, wenn die Feierschichten,
die gegenwärtig trotz des ungeheuren Abbaues der Be-
legschaft noch eingelegt werden müssen, beseitigt wür-
den. Angesichts dieser Tatsachen und angesichts der
Massenarbeitslosigkeit ist es unverständlich, wie ein
Schiedsspruch gefällig werden konnte, der die Berg-
arbeiter des Ruhrgebietes zwingt, weiter täglich eine
Stunde Überarbeit zu leisten.

Ausnutzung aller Revisionsmöglichkeiten

Eingabe des Frauenausschusses zur Be-
kämpfung der Schuldlage.

Der Deutsche Frauenausschuß zur Bekämpfung
der Schuldlage bittet die Reichsregierung in einer
Eingabe, sich umgehend mit den früheren Feindbun-
dstaaten in Verbindung zu setzen, um eine Befreiung
des deutschen Volkes von den unerträglichen Kriegs-
lasten zu erreichen.

„Not und Verzweiflung, so heißt es in der Ein-
gabe, sind die Folgen der ungeheuren Lasten, die
Jahr für Jahr getragen werden müssen. Wir bitten,
alle Möglichkeiten einer Revision des Youngplans
auszunutzen, dessen Undurchführbarkeit angesichts der
Weltwirtschaftskrise auch im Ausland immer mehr ein-
gesehen wird. Die Unhaltbarkeit der moralischen
Grundlage der Tributforderungen, der Behauptung
von Deutschlands Schuld am Kriege, ist erwiesen.“

Graf Bethlens Berliner Besuch.

Erklärungen im Auswärtigen Ausschuss vor der Ab-
reise.

Deutschland erwartet den Besuch des ungarischen
Ministerpräsidenten Graf Bethlen.

Ueber den Zweck seines Besuchs äußerte sich Mi-
nisterpräsident Graf Bethlen im Auswärtigen Ausschuss
in Budapest vor seiner Abreise dahin, der deutsche
Außenminister habe ihn bereits während der Haager
Konferenz eingeladen, in Berlin einen Besuch abzu-
statten. Er komme nun dieser Aufforderung mit Freu-
den nach, da er die Zuversicht hege, sein Besuch werde
die Beziehungen zwischen den beiden Staaten leb-
hafter gestalten. Es dürfe nicht übersehen werden,
daß bei dem Ausbau der wirtschaftlichen Verbindungen
gewisse Schwierigkeiten vorhanden seien. Das Deutsche
Reich habe infolge der Weltwirtschaftskrise Maßnahmen für
seine Landwirtschaft in einem Umfang für notwendig
erachtet, der von der Volkswirtschaft Ungarns aufs
Schwerste empfunden werde. Man müsse schrittweise
den Boden für Verhandlungen vorbereiten, die den
Interessen beider Staaten Rechnung trügen. Er glaube,
daß seine Berliner Reise einen Schritt bedeuten werde,
der diesem Ziel näherführe.

Sowohl die regierungsfreundlichen, wie die oppo-
sitionellen Redner des Ausschusses gaben ihrer Genuß-
nahme sowohl über die Reise des Ministerpräsidenten
nach Ungarn als auch über den beabsichtigten Besuch
in Berlin Ausdruck.

Juden und Revolution.

Um den ungarischen Heldenorden.

— Budapest, 19. November. Im Abgeordnetenhaus
beantwortete am Mittwoch Ministerpräsident Graf Beth-
len eine Anfrage des jüdischen Abgeordneten der unab-
hängigen Nationaldemokraten Paul Sandor wegen der
Aussagen des Landesverteidigungsministers Gömbös,
der erklärte, Juden könnten nicht Mitglieder des Helden-
ordens werden.

Sandor nahm gegen diesen Standpunkt mit der Be-
gründung Stellung, daß auch jüdische Soldaten im
Kriege hervorragendes geleistet hätten. Der Minister-
präsident wies darauf hin, daß der Heldenorden nicht

nur der Auszeichnung tapferer Kriegsteilnehmer diene,
sondern auch ein Verband zur Verhinderung einer
Wiederkehr der kommunistischen Revolution sei. Das
Judentum habe sich in einem viel stärkeren Maße an
der Revolution von 1918 beteiligt, als es wünschenswert
gewesen sei. Er, Bethlen bedauere die Aussage
des Landesverteidigungsministers, sei aber nicht geneigt,
diesem zu verbieten, zu gewissen Fragen öffentlich
Stellung zu nehmen.

Bethel.

— Bethel. Bachfeierstunde — Zionskirche. Wenn
der Kirchenchor Bethel es unternimmt, an den Größten
im Reiche der Tonkunst heranzutreten, um aus seiner
Hand einen geringen Teil seines Werkes zu empfangen
und der lauschenden Gemeinde weiterzugeben, so ist er sich
seiner Unzulänglichkeit bewußt und tut es in Bescheiden-
heit. Er wird sich bemühen, sein Bestes zu tun, um nichts
Unwürdiges zu bieten. Er wird versuchen, ahnen zu las-
sen, welche strahlende Herrlichkeit Gottes in der Lebens-
arbeit J. S. Bachs sich den Menschen offenbart hat. In
all den großen Schöpfungen des Meisters finden sich als
erlebte Kostbarkeiten Choräle eingefügt, die mit ihrem
Wunderbar ein unvergänglich Gut unserer musica
sacra bilden. Aus diesem Reichtum entnimmt der Chor
6 besonders schöne Sätze, die sämtlich im ersten Teil des
Bach-Buchens stehen. Mancher wird sie sich vielleicht
vorher einmal ansehen wollen, deshalb seien die Num-
mern hier genannt: Bach-Buch I, Nr. 176 und 177 zur
ersten Reihe, Nr. 144, 143, 145 zur zweiten Reihe und
Nr. 204 am Schluß.

Eine besondere Bereicherung findet die Feierstunde
durch die Mitwirkung von Frau Schöffel-Bielefeld, die
mit ihrer schönen Sopranstimme Arien und Lieder singt
wird. Herr Lic. P. Wischer-Bethel wird einige Klavierson-
nen vortragen, die in ihrer zarten Schönheit überaus reizvoll
sind. Auch die Orgel, der Bach ja einen wesentlichen Teil
seiner Kunst anvertraut hat, wird als Soloinstrument ge-
hört werden. Die Gemeinde eröffnet und schließt die Feier
mit allgemeinen Gesängen.

Alle Freunde Bachscher Kunst — also sicherlich die
ganze Bethelgemeinde, sei herzlich eingeladen zur Feier.
Das Programm kostet 50 Pfennig und berechtigt zum
Eintritt. Am Schluß findet zum Besten der Ost-Afrika-
Mission eine Sammlung statt. Näheres findet man im
Inserat. Der Vorstand des Oratorienchors.
Der Vorsitzende: Dr. Welsch.

— Christlicher Verein junger Männer. Heute, Frei-
tag, 8 1/2 Uhr Bibelstunde 1. Joh. 4, 7 ff. (Herr Pastor
Jungblut).

Blaukreuzverein Bethel.

Liebe Geschwister und Freunde!
Am Sonnabend, dem 22. und Sonntag (Totenfest),
dem 23. November abends 8 Uhr wird, so der Herr will,
der Generalsekretär des Blaukreuzes Bruder Seins
aus Barmen im großen Saal von Gosen zu uns sprechen.
Ich lade alle unsere Mitglieder und Freunde dazu auf,
das herzlichste ein. Wir bedürfen dringend einer Neu-
belebung und Erneuerung für die wichtige und so ge-
segnete Trinker-Rettungsache. Mit herzlichem Gruß
Vorstand des Blaukreuzvereins, P. Greve.

Kirchennachrichten für Zlon.

Sonntag, den 23. November 1930. Totenfest.
Samstag 19.10 Uhr: Beichte und Abendmahl in Zlon: Pastor
Legemeyer.
Sonntag 8 1/2 Uhr: Pastor Brandt; 9 Uhr: Pastor Schlatter.
anschließend Beichte und Abendmahl; 10 Uhr: Pastor Wilm:
11 1/2 Uhr: Kindergottesdienst.
Montag, 20.11 Uhr: Gosen, Gemeindefeststunde.
Donnerstag 20.11 Uhr: Bachfeierstunde.

Kirchennachrichten für Schildesche.

Sonntag (Totensonntag), den 23. November 1930.
Vorm. 10 Uhr: Gottesdienst, Pastor Hopmann, Abendmahl-
feier; nachm. 1 1/2 Uhr: Kindergottesdienst; nachm. 3 1/2 Uhr:
Totenfestfeier auf dem Friedhofe, Pastor Neuhaus; nachm. 5
Uhr: Lit. Abendgottesdienst, Pastor Dahlmann, Abendmahlfeier.
Dienstag, den 25. November 1930: 8 Uhr abends Bibelstunde
in Unterbessen.
Mittwoch, den 26. November 1930: 8 Uhr abends Bibel-
stunde im Gemeindehaus.

Ernst Münch, Brackwede

Telefon 2426 Gegr. 1886 Hauptstraße 81

Uhrmachermeister, Optiker

Zentr- und Zentr-Tavannes Uhren

Platura Bestecke, einziges Fabrikat mit einge-
löten Silberplatten an den Auflegestellen

Moderne Augenoptik, Brillen, Klemmer,

Ferngläser, Theatergläser

Schmuck, Alfenidewaren, Kristall

Trauringe!

Bielefelder Musikinstrumenten-Fabrik

ERNST DAVID

gegründet 1885

prämiiert mit Ehrendiplom und goldner Medaille

liefert als Spezialität die von den

Posaunen-Chören

bevorzugten Flügelhörner (System Kuhlo) sowie in bester

Qualität auch alle anderen Blechinstrumente, empfohlen durch

Pastor Kuhlo in seinen „Posauneniragen“ — Seite 20-26

Katalog und Preisliste gratis.

Für Etagehaushalt (3 Kinder)
in Bethel wird zum 1. 12. 1930
finderliebes, fauberes

Mädchen

gesucht. Familienanschl. Schriftl.
Angebote unter A 7240 an die
Geschäftsstelle des „Aufwärts“.

Suche 3. Grundg. ein. sich. Exist.

nach ca.

500 Mk.

geg. Sicherheit, geg. Zins. und
monatl. Rückz. Dort, kann auch
alleinst. alt. sich. ein. fühl. Dame
ein gemütl. Heim i. g. Hause,
ruh. Lage und g. Familie (drei
Pers.) find. Off. an

Schäfer, Frankfurt a. M.,
Rothheimerstr. 211

Erst prüfen, dann kaufen!

Pianos

Harmoniums

erstklassige und solide

Mäßige Preise! Bequeme Teil-
zahlung

Bielefelder Piano- u. Harmonium-Hdlg.

Otto Stierstadt

Bielefeld, Arndtstraße 11.

Gegr. 1903. Tel. 3787

Harmonium

fast neu, 11 Register, billig zu
günstigen Bedingungen abzugeben.
N. Thunert & Söhne, Bad Oeynhäusen
Herforderstraße 47.

Stellengesuche u. Angebote

haben im „Aufwärts“ großen Erfolg

• ärztlich empfohlen

Pastor Felkes

Blutkraft

stärkt Blutarme, Schwache und

Nervöse bekanntlich überraschend

schnell und nachhaltig. Erhältlich

in den Apotheken, wo nicht,

direkte Zusendung ohne Preis-

aufschlag franco gegen Nachnahme

(Mk. 3.50 d. Fl.) durch die allein

berechtigte Herstellerin:

Firma Hermine Schmitz, Duisburg

Fabr. pharmaz. Präparate, gegr. 1903

Der Wert einer

Anzeige

wächst mit der

Dauer ihres

Erscheins.

Tilster Vollweiskäse

mit 48-52%, Fett i. T. kostet ab heute nur RM
1.00 pro Pfd. Versand erfolgt nur in Post-
kolli mit Nachn., Porto u. Verpackung frei.

Friedrich Stotzka

Dampfmolkerei Jedwilleiten.

Postmolkerei. Tilster Niederung.

Briefmarken

Auswahlen, sehr preis-

werl, unverändert.

Neumann, Hauptm. a. D.

Bad Salzungen.

Liebhaber-Photographen

decken ihren Bedarf in der

Photo-Handlung König, Bielefeld, Rathausstr. 3. Tel. 955

„Original“

Schlaraffia-Matrassen

fertigen als Spezialität an

Polsterei Ordelheide, Bielefeld

Kreuzstraße 43

Gegr. 1888

Schriftleitung: W. Kraa, Wirtschafts- und Welpolitik: Dr.

F. Hüttel, Anzeigen: R. Diekmann, alle in Bethel. Zuschriften

für die Schriftleitung: Bielefeld, Schlegelstr. 28. Für Gel-

sendungen Postfachkonto: Hannover 67377. „Aufwärts“, Chris-

liches Tagblatt, Bethel b. Bielefeld. Fernruf 3911/3916, und

Bielefeld. Druck und Verlag: Anstalt Bethel

Beilage des Aufwärts

Nr. 274.

Bielefeld-Bethel (Verlagsort Bielefeld), Sonnabend den 22. November 1930.

12. Jahrgang.

Tod, wo ist dein Stachel?

Der Tod.

„Die Gläubigen preisen den Toten glückselig“, heißt es in der um 500 entstandenen Schrift des Abtes Dionysius, „weil er das siegesbrangende Ziel seiner Sehnsucht erreicht hat. Sie senden zum Urheber des Sieges Dankes empor und flehen, auch selbst zur gleichen Ruhestätte zu gelangen“. Denn es berichtet uns die Geschichte der christlichen Urgemeinde, die durch Enttäu- schung und Entfugung, durch Not und Tod sich den Weg über den Erdbereich brechen mußte, wie diese ersten Christen, eingetaucht in Christi Liebesglut, nicht nur ruhig und gottergeben, sondern sogar siegesgewiß und froh- lockend in das Angesicht des Todes schauten, der den ver- klärten Seelen die Pforten der ewigen Vollendung er- schließen sollte! Und dann raufte voll Dankbarkeit das freudige Alleluja über die Bahre der Erlösten dahin und ließ kaum eine Zähr der Behmut und des Schmerzes über die Wangen gleiten. . . .

Düster und schwer hängt der verhangene Himmel über den Menschen des Mittelalters im 14. Jahrhundert, die sonst in heiterer Lebenslust und im glücklichen Besitz der köstlichen Kunst- und Kulturgüter dahingleben: täglich, stündlich fordert ein unerbittlich-grausamer Tod die Katakomben seiner Opfer, die die überfüllten Gräber kaum mehr zu bergen vermögen; denn das Schreckgespenst des „Schwarzen Todes“ rast dahin, mit heißen Sichel die deutschen Gauen mähend. . . . Stiere Angst und wahn- witziger Schrecken malt sich in den Gesichtern in diesen weiterumzuckten Leidenstagen. . . . „Was ihr seid, das waren wir; was wir sind, das werdet ihr“, schreien die jetzt entstehenden Totenbilder, schreien die furchtbaren Daseinsnöte in schreckensbleichen Gesichtern. . . . die Fla- gellanten ziehen, sich geißelnd und mit ihren Gebeten den Himmel stürmend, durch die Strafen dahin. . . . taumelnd und tanzend lassen sich die Volksmassen auf den Wogen dumpfer Verzweiflung dahintreiben. . . .

Dieser Jammer führte die ernsthaft Denkenden hin auf den Weg zur Buße, ließ sie mehr und mehr dem Problem des sterbenden Menschen näher treten, dessen Schicksal von seiner religiösen Verfassung in der Stunde des Abscheidens abhängt, ließ sie mit dem Problem des Todes überhaupt sich auseinandersetzen als dem Ziel alles Diesseitsstrebens, der ihnen aber dem Geist der da- maligen schwer auf den Menschen lastenden Zeit ent- sprechend nur in seiner düster-traurigen Bedeutung er- scheint. Damals wurde auch die herrlich-erhabene Sequenz „Dies irae, dies illa“ in die Liturgie der Kirche auf- genommen, die schwarze Farbe als Zeichen der Trauer wurde an die Stelle der roten, der Farbe des Martyri- ums, gesetzt. Damals kam auch die volkstümliche, von einem unbekannten Theologen verfaßte Schrift „Ars moriendi“ auf, die mit ihren sinnigen Holzschnittillu- strationen im Abendland die weiteste Verbreitung fand.

Auch die Kunst begann nun, die eschatologischen Mo- tive für ihre Darstellungen zu verwenden. Allerdings kannte das 13. Jahrhundert noch keine eigentliche Ver- sinnbildlichung des Todes; denn die skelettartigen Fi- guren, die damals auf einigen Illustrationen der be- kannten Legende „Der drei Lebenden und der drei

Toten“ entstanden, wollten ja nicht den „Tod“, sondern nur irgend einen „Toten“ versinnbildlichen. Die Darstel- lung des „Todes“ durch eine skelettartige Mumie wurde erst im 15. Jahrhundert geläufig. Das 17. Jahrhundert weist nun die mannigfachen Variationen auf: meist er- scheint der Tod als Knochengestalt mit der Sense und der Sanduhr, als Narr bei H. S. Beham, als Ritter bei Hans Holbein, als König auf dürrer Pferd bei Albrecht Dürer.

Neben diesen Einzeldarstellungen entstehen nun eigen- artige Kompositionen, die das Problem des Sterbens durch die Mittel der Kunst näher rücken, die in deutlicher und eindringlicher Sprache an das plötzliche, unerbittliche, an alle herantretende Sterbestunden gemahnen wollen. Vor allem wird nun auch die hl. Mutter des Herrn in die Todeszone mit einbezogen, die als die mächtigste Pa- tronin für eine gute Sterbestunde gilt. Hier ist ein Bild anzuführen aus dem „Hortulus animae“ des Thomas

Totenfest.

Du gehst so schwer vorüber, — ich hör's an deinem Schritt:
Du schleppst die dumpfe Würde der Erdenleiden mit.
Dein Auge starrt ins Dunkel, ratlos vor Traurigkeit —
Wir Tote, wir sind weise. Wir sind davon befreit.
Wir hören Harmonien in jedem Schicksalsklang
Und kennen aller Dinge tiefsten Zusammenhang.
Es gibt nur eine Hilfe aus der Verwirrenheit
Der Schuld, des Leids, der Ängste, in die verstrickt ihr seid:
„Seid gütig, seid barmherzig, habt offne Augen hier!
Seid hilfsreich jedem Wesen, — und sei's ein armes Tier.
Ach, keiner ist so elend, daß er vermöchte nicht
Dem Gutes zu erweisen, der auch am Boden liegt!“

Du gehst so schwer vorüber, ich hör's an deinem Schritt:
Dich drücken all die Schmerzen, die einst ich selber litt!
E. R.

Wolff aus dem Jahre 1522: neben der Großmutter steht Gabriel, welcher das erste Ave spricht. Das Jesuskindlein schlägt auf die Glocke einer Uhr, weil ja Gott der Herr einem jeglichen die Todesstunde festsetzt. Die Großmutter legt ihre Hand auf die Schulter eines Betenden gleichsam zur Bekräftigung: ich will dir beistehen in der Stunde des Scheidens (S. Künstle).

Je ernster und grausamer nun der Tod in die Speichen des dahinsrollenden menschlichen Schicksalswagens ein- greift, desto mächtiger weiß auch die Kunst auf diesen geheimnisvollen Vorgang des menschlichen Lebens einen schmerz, tieferschütternden Grundton zu legen. „Was ihr seid, das waren wir; was wir sind, das werdet ihr“, sagt auf den bekannten Darstellungen der erste der drei Toten zu den drei vornehmen, zu freudigem Spiel ausgezogenen

jungen Männern, die nun ganz erschreckt aus dem Munde der schaurigen Gesellen die Botschaft vom Sterben ver- nehmen müssen. Diese bekannte Legende von den „Drei Lebenden und den drei Toten“ wurde im Mittelalter durch Holzschnitte und Malereien auf die mannigfache Weise variiert und weit verbreitet. Ein sehr bekanntes Bild im Berliner Kupferstichkabinett zeigt uns, wie im oberen Teil der göttliche Heiland einen Toten auferweckt, während im unteren Teil die drei in Leichtenücher ge- hüllten Toten mit Speeren auf drei hurtig fliehende Reiter losstürmen (S. Künstle). Auf einem in Amsterdam verwahrten Stich sehen wir, wie auf einem Knochenfeld ein Kaiser, ein König und ein Graf auf die drei Toten mit den Insignien des gleichen Standes stoßen.

Jedoch die monumentalste Sprache vom Tod und vom Sterben wissen die am Ende des Mittelalters entstan- denen Bilder vom Totentanz zu uns zu reden. Man versteht darunter Bilderzyklen in Reigenform, in dem Menschen jedes Alters, jeden Geschlechts und jeden Stan- des, ob Papst oder Bettler, ob Greis oder Kind, ob Mann oder Frau, von je einem tanzenden Toten zum Sterben abgeholt wird. Die Lebenden und die Toten fassen sich an den Händen, so daß ein nur selten unterbrochener Reigen entsteht. Die Totentanzbilder, die aus dem vor allem bei den germanischen Stämmen vorherrschenden Glauben herausgewachsen sind, daß die Toten in mitternächtlicher Stunde ihren Grabkammern entsteigen und einen grauig- wilden Tanz aufführen, werden seit dem 13. Jahrhundert die eindringlichste Mahnung an den unerbittlichen Tod. In der Klage des Johannes von Saaz spricht der Tod: „Wir recht wägen, recht richten und recht fahren in der Welt. Niemandes Adel schonen, große Künste nicht achten, keinerlei Schöne nicht ansehn, nicht Liebe, Leid, Alter und Jugend“. So erblicken wir in den Totentanzbildern, wie Professor Buchheit in seinem Buche über den „Toten- tanz“ sagt, „eine primitive Form bildhafter Bußpredigt, in der die abstrakte Mahnung, Memento mori, Leben und individuelle Gestaltung angenommen und zur Personifi- kation des Todes unter dem Bilde der Toten geführt hat. Nicht um den Tanz des personifizierten Todes handelt es sich in den ältesten Totentänzen, sondern um einen wirk- lichen Totenreigen. Die dünnen Kerle, die, blaß wie des Mondes Schein, von weißen Tüchern umflossen, die Ver- treter der Geistlichkeit und die weltlichen Würdenträger in ihren Reigen ziehen, sind Leichen, Tote, Verstorbene beiderlei Geschlechts.“ Jedoch im Laufe der Entwicklung wurde aus der Darstellung des Reigens der Toten die Versinnbildlichung des personifizierten Todes, die be- sonders durch die Apokalypse starken Impuls empfing. So verschwand nun allmählich der ursprüngliche Gedanke, der das Motiv des Totentanzes in dem Tanz der Leben- den mit den Toten sah.

Die Bilder des Totentanzes, die nicht in den offiziellen Kirchenräumen, sondern gewöhnlich an den Kirchhofs- mauern, in den Kirchhofskapellen und Weinhäusern zu finden sind, haben die mannigfache Ausdrucksform ge- funden. Von den unzähligen Darstellungen sind besonders zu nennen das in Clusone sowie auf dem Minoriten- friedhof in Paris. Obwohl die eigentliche Epoche der Totentanzbilder mit dem bekannten Bilde Holbeins d. J.

Die Begegnung.

Totentanzskizze von Anna Lybia von Rennenkampff.
Mühsam steigt der alte Herr den Berg hinauf, an dessen Abhänge sich der entzückend gelegene Friedhof der kleinen Harzstadt hinzieht. Er trägt eine Gießkanne und einen selbstgebastelten Kranz aus Heidekraut. Ein selten klarer Novemberhimmel blaut in hellem Verdämmern über der dunklen Waldlinie, die das gewohnte Bild vor ihm abschließt. Es ist Spätnachmittag des Totensonntags, und nur noch wenige Besucher sind zwischen den meist reich geschmückten Grabhügeln zu sehen. Das ist dem alten Herrn lieb. Er wäre ja heute nicht hier heraus- gekommen, aber es ist der Geburtstag seiner geliebten Katja. . . . Schon rinnen ihm die Tränen über die bleichen Wangen in den grauen Bart, und als er beim Grabe, das ein hübsches Holzkreuz in russischer Form trägt, an- gelangt ist und seinen Kranz auf den Hügel niedergelegt hat, kann er seinen Schmerz nicht zurückhalten und bricht in Schluchzen aus. Die Hände vor dem Gesicht, steht der kleine Mann hinter dem ihn deckenden Kreuz und weint herzbrechend. Das ganze Weh um die geliebte alte Lebens- gefährtin, die von ihm gegangen ist und ihn in der Fremde und Verbannung allein gelassen hat, die tiefe Verzweiflung um die verlorene Heimat, um das unglück- liche, in Blut und Terror versunkene Vaterland strömt sich in diesem Schluchzen aus. . . . Plötzlich fühlt er eine kleine Kinderhand sich an seinem abgekahlten Mantel hochtauen, und ein Stimmchen flüstert: „Weine nicht — da, nimm!“ — Erschrocken blickt er auf. Ein kleines blon- des Mädchen mit treuerzigen blauen Augen schaut ihn an und reicht ihm die große, weiße Chrysantheme, die es in seinen Händen hält. Daneben aber steht eine hohe,

schlanke blonde Frau, in deren Augen auch eben große Tränen glänzen. Sie bietet ihm die Hand. „Verzeihen Sie“, sagt sie auf russisch mit leichtem baltischen Akzent. „Meine Kleine wollte Ihnen durchaus die Blume bringen, als sie Sie so traurig sah, und da ich am russischen Kreuz erkannte, daß Sie Russe sein müssen, glaubte ich, Ihnen in Ihrer Sprache einige freundliche Worte sagen zu dür- fen.“ Er freut sich, daß der alte Herr die gebotene schmale Hand im dünnen Sommerhandschuh. Die Dame sieht vor- nehm aus, aber ist sehr einfach, auch fast ärmlich gekleidet wie er. „General S. . . .“ stellt er sich vor. Auch sie nennt ihren Namen: „Frau von M. . . .“, aus dem einstigen Volland. . . . Sie reicht ihm noch die letzten paar Chrysanthemen, die ihre Hand umschließt. „Ein Geschenk“, sagt sie mit wehmütigem Lächeln — „und da ich nicht das Grab meines ermordeten Mannes schmücken kann, lassen Sie es der russischen Schwester ein Gruß sein von der baltischen Leidensschwester.“

„Ihr Gatte ermordet?“ fragt der General ganz ent- setzt. Sie wandern den Weg zur Stadt zusammen zurück, und Frau von M. . . . erzählt ihre Erlebnisse aus der Volschewikenzeit in Riga, von der Ermordung ihres Man- nes, kurz von dem Einrücken der baltischen Landeswehr mit der deutschen Hilfe und von ihrer Flucht nach Deutsch- land mit drei Kindern, von denen das jüngste, die kleine Erika hier, nur einige Wochen zählt. Es ist ein erschüt- terndes Bild, das sie entwirft. „Aber es sind ja viele der Unseren, die Gleiches und noch Schlimmeres erlebt haben, und ich darf nicht klagen: ich habe hier eine Heimat ge- funden, habe meine Kinder und kann mich, wenn auch mühsam, mit ihnen durchschlagen. Aber Sie?“ — Da bricht der Kummer des alten Mannes wieder durch. „Nach dem Tode meiner Frau, die mit das Liebste auf Erden

gewesen und Leid und Freude in bald 40 Jahren mit mir geteilt hatte, bin ich so ganz einsam nachgeblieben — so unfagbar einsam. . . . Die Menschen hier sind gütig und freundlich — wie hat das meine Frau immer anerkannt und das deutsche Volk geliebt und ihm das Beste ge- wünscht. Unser eigenes Volk hat uns mit dem Tode be- droht, hat uns vertrieben und uns alles genommen. Die früheren Feinde beherbergen uns, gewähren uns Leben und Sicherheit. Wie soll man da nicht dankbar sein? — Aber ich kann in meinem Alter ihre Sprache nicht er- lernen, und sie verstehen die meinige nicht. So bleibe ich fremd und einsam — und der Schmerz nagt um alles Verlorene und was da drüben bei uns vor sich geht.“ — Gedankenvoll sieht Frau von M. . . . vor sich hin. „Ja, das große Leid geht durch die Welt und sammelt seine Opfer. Vielleicht war die Zahl nie so groß wie jetzt in dieser, unserer Zeit. Wir Leidgezeichneten müssen aber zusammenzuhalten suchen.“

Sie sieht ihn freundlich an, und da sie vor dem Hause angelangt sind, in dem sie wohnt, fordert sie ihn herzlich auf, hereinzukommen. Und er kam und fand nachher den Weg oftmals hin und fühlte sich wohl in dem kleinen Familienkreise. Das fröhliche Spielen der Kinder um ihn herum zerstreute ihn, obgleich er ihr Sprechen nicht ver- stand, und Frau von M. . . ., durch ihre Pflichten gebunden, sich nicht immer ihm widmen konnte. Klein-Erika blieb seine besondere Freundin, sah oftmals auf seinen Knien, und er half ihr Figuren zusammenlegen oder Häuser bauen. So dankte er jener Begegnung am Totensonntag den ersten Klang warmer Gemeinsamkeit in seine bis dahin trostlose Einsamkeit, und das Leid ertrug sich leichter. . . .

pinen gewissen Abschluß gefunden hat, so hat sich doch dieses Motto bis in die jüngste Zeit erhalten und redet in eindringlicher und erschütternder Weise zu uns Menschen vom Tod und vom Sterben. . . . Dr. W. Rosenhauer.

Gedanken an fernen und nahen Gräbern.

Von Margarete Zander.

„Wir Toten, wir Toten, sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!“

Immer im Kreislauf des Jahres tragen Winde und Wellen dies raunende, mahnende Lied rund um den Erdball. Wenn aber die Lerchen unter dem Himmelsblau jubilieren, wenn die Waldtauben im junggrünen Gehölz rufen und jeder Wiesenhang voll Kinderjubiläum ist, ist unser Gehör seltsam taub für das ernste Lied. Erst in jenen kurzen Tagen, hinter denen soviel Nacht steht, erst wenn die Tropfen von den kahlen Zweigen tränen schwer ins modernende Laub fallen und alles Herbstgeschehen symbolhaft uns an den florumbüllten letzten Sonntag im Oktober mahnen, mühen wir uns — erst dann hören wir in Glockenklingen, in Sturmeswehen und in der gesegneten Stille sternglühender Winternächte die Stimmen der Toten.

Wir lauschen ihnen, und der Blick weitet sich. Immer mehr begreifen wir unsere urewige Verbundenheit mit ihnen allen, wie wenig wir auch von ihnen wissen, von ihrem Reifen und ihrem Vergehen, von ihrem Leid und ihrer Leichterlösung.

Und im Geiste gehen wir über unsere alte Erde, die ja ein großes Gräberfeld ist. Wo immer der Spaten des Menschen gräbt, stößt er auf Gräfte. Sie allein erzählen noch von Völkern, deren Spur längst verweht, von Kulturen, die keine bleibenden Zeichen in der Erde geschnitten haben.

Da ersticht durch eine Ausgrabung bei Tarent in Apulien eine große Begräbnisstätte, ja eine ganze Totenstadt, die die Menschen in der Bronzezeit, wohl sieben Jahrhunderte vor Christus, für ihre Entschlafenen angelegt haben. Keramische Gefäße in großer Anzahl gaben sie ihnen mit ins Grab — sie sollten wohl nicht als Bettler jenen unbekannten Weg antreten. Wir wissen nichts davon, welche Hoffnung und welches Ziel ihnen dabei ahnend vorschwebte.

In einem Vorort von Dresden fand man kürzlich eine Urne, die man als das erste Warengrab in Deutschland erkannte. Auch hier neben den Knochen einige kriegsgeräthliche Geräte. In den Gräbern germanischer Frauen liegt ebenfalls das Schwert an ihrer Seite. Gewiß, auch das Leben dieser aller war ein verklingender Akkord zwischen Stille und Sturm, eingebettet in den urewigen Schöpferwillen und in unendliche Vatergüte. Wußten oder ahnten sie es? Waren unsere Werte: Glauben, Liebe, Treue, Geduld, Tapferkeit auch die ihren? Welche Erlösung vom Leid kannten sie?

Ähnliche Gedanken bewegen uns, als wir bei Neuwied am Rhein an den Gräbern zweier keltischer Fürstinnen stehen, die man infolge von tiefen Vimsstein-ausgrabungen gefunden hat. Zweiundeinhalbtausend Jahre ruhten sie hier unberührt, geschmückt mit den Abzeichen ihrer hohen Stellung in ihrem Volke, mit dem Diadem aus Bronze und Perlen und den kunstvoll gedrehten Hals- und Armreifen, einem hervorragend wertvollen Schmuck. Langsam lassen wir die zierlichen Stübe durch die Finger gleiten. Sie, die vor Tausenden von Jahren vielleicht das Entzücken ihrer Besitzerin gewesen sind, bleiben für uns stumm, erzählen uns nichts aus unseres Volkes frühesten Morgenstunden, nichts von Freude und Schmerz jener Menschen, die waren wie wir.

In Wien, in den Katakomben des Stephansdoms, wo tausende von Särgen morisch, halb zerbrochen nebeneinander stehen, Särge von solchen, die einst reich bedacht waren mit Reichtum, Ehren und den Freuden des Lebens, sieht auf einer Steinplatte am Fuße eines Grabmals folgendes Wort, das mir bei den keltischen Gräbern durch den Sinn geht:

„Einst war ich Abt, Bischof und Fürst;
Jetzt bin ich Staub, Schatten und Nichts.“

An dies Wort muß ich weiter denken, als ich von dem neuen Gräberfund lese, den Ägyptens weißer Wüstenrand nach fünftausend Jahren freigegeben hat. Welch seltsame Menschheitserschöpfung weit über ihren Menschenwert und -bedeutung hinaus liegt in diesen gewaltigen Grabstätten, die aus einer Flucht von Sälen, Kammern, Gewölben bestehen, ausgestattet mit ungeheurem Aufwand und Prunk. Der, für den dieses gewaltige, wie für die Ewigkeit gebaute Totenwohnhaus errichtet wurde, war, wie man jetzt weiß, kein Pharao, kein Fürst, seltsamerweise. Denn man kannte bisher in Ägypten die gewaltigen Pyramiden- und Felsengräber nur für die Könige. Dieser hier, der in irgend einem der prunkvollen Säle seinen letzten Schlaf schlief, war ein Ratgeber und Vertrauter des Königs und sein Bartschneider. 46 verschiedene Statuen und Porträtbüsten hat man von diesem Mann in seinem Totenhaus gefunden; auf einer derselben steht er als Priester vor seiner Mutter. Diese Skulptur und noch ein anderer Fund — das Gerippe eines Räubers nämlich, der wohl auch vor Jahrtausenden das Grab plündern wollte und dabei erschlagen wurde, eine Perlenkette fand man neben seiner knöchernen Hand — diese beiden so lebhaft zu uns sprechenden Dinge, wie bringen sie jenen welkenfernen Zeit uns menschlich nahe! Ein Sohn steht vor seiner Mutter als Priester; zu seinen Göttern betend ist er von dem Höchsten erfüllt, was er kennt. Und in dem Räuber sehen wir das ewige im Menschenherzen liegende böse Prinzip, den Fluch des Goldes, die dunkle Sünde der Begehrlichkeit.

Und doch! Auch dieses Allgemein-menschliche, Stimmen der Urnatur von Sünde und von sittlichen Werten — im Schritt der Jahrtausende, der alles verwehenden Zeit, sind sie ein sich verflüchtender Hauch im Winde. Was bleibt von all diesen Gräbern aus grauer, heidnischer Vorzeit, die alle nur erzählen von Sorgen und Angst vor dem Sterben, von dem schweren Grubeln über das dunkle Rätsel Tod?

Steinig und dornenreich war der Weg der Menschheit! Sehnsücht übermannt mich nach Gräbern, auf denen das Kreuz leuchtet, wo ich durch Menschenschicksal die ewige Stimme Gottes reden höre und den letzten Sinn des Seins von einem ewigen Blickpunkt erfassen kann.

Ich suche den alten Bonner Friedhof auf. Tiefstes Schweigen umgibt mich; letzte, müde Sonnenstrahlen fallen vergoldet durch kahles Geäst, Birken stehen in stummer Trauer. Und doch, wenn ein fallendes Blatt meine Hand streift, ist es nicht Abschiedsschmerz, der mich durchzuckt. Es ist ein freudiges Einverständnis mit den weisen und gütigen Gesehnen, die über allem Werden und Vergehen walteten. „Alles stirbt, alles blüht wieder auf; ewig läuft das Jahr des Seins.“

An der alten Friedhofsmauer gehe ich entlang, die schwer, verwittert und eisenüberwachsen dasieht wie wohl schon vor hundert Jahren. Ich suche unter den schlichten Grabhügeln den von Ernst Moritz Arndt. Auch hier klettert Eisen den Stein hinauf und kriecht über den eingemeißelten Namen. Sell wird das große Dunkel des Sterbens, wenn die Gestalt dieses Mannes vor mich tritt. Brauste es nicht durch sein Leben wie Kraft des Meersturms? Dann wieder lag Stille über ihm wie über sonnenblankem Land. In solch einer Stunde der Stille, wo Stimmen hörbar sind, die der Lärm des Tages nicht kennt, schrieb er sein letztes Lied:

„Geht nun hin, und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde.
Von der Erde scheid' ich ab,
Denn mich ruft des Himmels Friede!“

An derselben Mauer finde ich das Grab von Charlotte v. Schiller und ihrem Sohn Ernst. Auch hier klingen vertraute Stimmen, auch sie waren Wanderer durch das dunkle Tal des Herzleides; doch bald werden sie vergessen sein in der großen Gemeinsamkeit von Menschenlos und Tod.

Immer mehr rückt die Gegenwart von mir ab, als wieder der Fuß an einer Grabstätte zögert. Es ist die von Robert und Clara Schumann. Ein Meer von unaussprechlichem Schaffensglück und, ach, ein Ozean voll Leid flutet mir entgegen. „Seele, vergiß sie nicht! Seele, vergiß nicht die Toten! Sieh, sie umschweben dich!“

Dieser Bognadete, der uns Melodien schenkte, die klingen und leben werden, solange Menschen in der Musik Erlösung vom Irdischen suchen, wird vergessen werden, auch die tiefe Tragik, die sein Leben und sein Schaffen umdüsterte. Dennoch wird er stets die umschweben, die durch seine musikalischen Gedanken, seine Lieder, beglückt sein werden.

Von seiner Grabstätte fort fliegen die Gedanken zu der eines andern noch Unvergessenen. Es ist die von Heinrich von Kleist am Wannensee bei Berlin. Hier suchte der Ruhelose, der Unglückliche, der an seinem großen Willen zerbrach, den Tod; hier stand dies wilde Herz still, das sich bis zum Ende in Blut verzehrte. Auf seinem Grabstein stehen die Worte:

„Er lebte, sang und litt in trüber, schwerer Zeit;
Er suchte hier den Tod und fand Unsterblichkeit.“

Es kommt uns nicht zu, über diesen Leidgeprüften zu urteilen, warum er nicht wartete, bis der Tod selbst ihn die Feder aus der Hand nahm. Er hat uns Werke von höchster Gültigkeit geschenkt, deren Gedanken aus den letzten, Gott verbundenen Gründen seiner Seele geformt waren. Wie Arndts kernig fromme und tapfere Schriften, wie Robert Schumanns leiderlösende Musik, so gehören auch Kleists Werke zu unserm wertvollsten deutschen Kulturgut.

Von Grab zu Grab eilten die Gedanken. Im letzten Grunde sind sie alle, derer wir gedachten, Fremdlinge für uns und in ihrem tiefsten Sein. Nur die Ehrfurcht bleibt uns und die tröstende Gewißheit, daß die frohe und fromme Botschaft der Leidüberwindung und Erlösung ihnen zuteil geworden ist.

Die Aufgaben des evangelischen Akademikers gegenüber den antichristlichen Strömungen der Gegenwart.

So lautete das Thema, das Helmuth Schreiner auf der 5. Tagung der Vereinigung evangelischer Akademiker Westfalens am 16. November in Bielefeld behandelte. Antichristliche Strömungen — sie durchfluten in zahllosen Einzelgestalten unsere Zeit in Filmdarstellungen, Bühnenschaupielen, Gedichten, Romanen und sind von einem erfüllt: von grenzenlosem Haß gegen das christliche Ethos. Was aber die Gegenwart besonders beschwert, ist der Umstand, daß diese Strömungen heute organisiert, zusammengefaßt sind, um ein Ziel zu erreichen: die Vöslösung der gesamten Kultur nicht nur aus kirchlicher Machtsphäre, sondern aus jeder religiösen Beziehung überhaupt. Dieses Ziel hat sich die gesamte Freidenkerbewegung, in sich ja in mannigfache Richtungen gespalten, aber in dem genannten Ziel einig, gesetzt. Auch die Anhänger der Feuerbeftattung gehören zum großen Teil in diese Reihe. Der Erreichung dieses Zieles dient die Zeitschrift „Der Gottlose“, ihr dienen Bücher wie „Feiertagen freidenkender Menschen“ und „Die Reherbibel“; ihr diene vor einem Jahrzehnt auch schon Paul Göhrers weithin verbreitetes Buch „Der unbekannte Gott“, worin Göhre der Schleiermacher'schen Definition: „Religion ist das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit von Gott“ die scharfe Antithese gegenüberstellte: „Religion ist das Gefühl

schlechthiniger Unabhängigkeit von Gott“, in diesem Satze buddhistischer Anschauung folgend, die auch Religion ohne irgendeine überweltliche Beziehung statuiert. Ihre Aktivität beweist die gesamte Freidenkerbewegung besonders auch dadurch, daß sie bei der Regierung neuerdings einen Antrag auf Gewährung der Rechte einer öffentlichen Korporation gestellt hat, also den anerkannten Kirchen gleichgestellt sein will. Charakteristisch ist bei der ganzen Strömung ihre Verbindung mit dem wirtschaftlichen Marxismus, eine Verbindung, die freilich von den Anhängern des Verbandes „der religiösen Sozialisten“ und Männern wie Wünsch, Biedrowski durchaus abgelehnt wird. Allerdings, ganz kann die Freidenkerbewegung ihre Orientierung an der Gottesfrage nicht verleugnen, das drückt ihr Weihnachtslied aus:

Nicht hoffe mehr nach alter Sitte,
Daß dir ein Wunderknecht erscheint,
Dich führend zu des Heilands Hütte.
So ist die Sage nicht gemeint.
Schau' auf, ein Stern in hellem Scheine,
Der Sozialismus winkt dir zu,
Und jene Hütte ist die deine,
Und der Erlöser — der bist du.

Neben diese freidenkerische Strömung tritt in der Gegenwart eine zweite: der völkische Glaube, der Nationalismus und Glauben identifiziert. Mit Ernst wies Schreiner auf die Tatsache hin, daß Gottes Gaben, wenn sie falsch gedeutet oder mißbraucht werden, in unheimliche Dämonen sich verwandeln. So ist es mit dem köstlichen Gute des Vaterlandes, das, wenn man es als absolute Größe betrachtet, den Menschen in ganz gefährliche Verirrungen, zuletzt in radikale Ablehnung des Evangeliums hineintreibt. Abschreckend wirkt hier die Anschauung eines Ludendorfs und mehr noch die seiner Frau, die zu dem ungeheuerlichen Gedanken sich verlegt: Durch das Christentum ist Deutschland verdorben, denn hinter ihm steht der Judengott, der die Forderung erhebt: Der deutsche Gottesglaube muß von seiner Veräußerung durch Jähve befreit werden. Hier ist reine Diesseitigkeit und Selbsterlösung.

Wie verhängnisvoll solche Strömungen, die überdies nicht ganz neu sind, sondern in jenem aufklärerischen Mißverständnis des Gewissens und einer Uebersteigerung des nur auf sich selbst gestellten Ich ihren Ursprung haben, auf die gesamte Kultur wirken und in ihrem Bestande gefährden, wies Schreiner insbesondere an zwei Gebieten, der Ehe und der Schule, nach. — Ernst und gewissenhaftend war darum der Appell, der an die evangelischen Akademiker gerichtet wurde. Sie stehen ja als Führer mitten in der heutigen Kultur und Welt. Sie haben als evangelische Christen ein Ja zu der Welt und ihren Gütern, die auf der Eigenständigkeit des Schöpferlebens beruhen und uns von Gott geschenkt sind; aber sie haben ein entschiedenes Nein, wenn die Kultur und ihre Träger sich lösen von der letzten Verantwortung vor Gott. Zu Gott gilt es darum sich zu bekennen, aber in entscheidungsvoller Zeit muß solch Bekenntnis auch zum Tatbekenntnis und, wenn es sein soll, zur Bewährung im Leiden werden. Gläubige Aktivität muß sich zum gehorsamen Leidenswillen vertiefen. Immer aber gilt es das Auge auf die Welt der Vollendung zu richten und Jesu Wort zu beherzigen: „Handelt, bis daß ich wiederkomme!“

Ermer.

Christl.-soziales Frauenseminar Hannover

In unserer Zeit der ausgebauten Wohlfahrtspflege erscheint es uns fast undenkbar, daß erst zu Beginn unseres Jahrhunderts die ersten Ausbildungsstätten geschaffen wurden für die beruflich tätigen Kräfte, die heute in großen Scharen als Helferinnen der staatlichen, städtischen und kirchlichen Behörden in dem Kampf gegen die große Not in unserem Volke stehen. Die 25-Jahrfeier des Christlich-Sozialen Frauenseminars des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes in Hannover machte es in diesen Tagen wieder klar, in welcher kurzen Zeitpanne sich der noch zu Beginn unseres Jahrhunderts nicht gekannte Begriff der Wohlfahrtspflegerin eingebürgert hat, ja unentbehrlich geworden ist.

Die losen Einzelkurse für ehrenamtliche Helferinnen wurden auf Anregung von Adelheid von Bennigsen und Agnes von Reben 1905 in planmäßigem Aufbau zu einer sozialen Frauenschule ausgestaltet, diese 1911 durch den Namen Christl.-Soz. Frauenseminar von den damaligen Frauenschulen unterschieden. 1921 erhielt das Seminar die Anerkennung als staatliche Wohlfahrtschule mit eigener Prüfungskommission und bildet seit 1924 auch kirchliche Wohlfahrtspflegerinnen aus. 1023 Schülerinnen besuchten bisher die Anstalt. Bei dem Festakt im alten Rathaus in Hannover konnte Frau D. Mueller-Otfried, die Vorsitzende des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes, außer den zahlreichen jetzigen und ehemaligen Schülerinnen — unter letzteren auch Prinzessin Oskar von Preußen — die Vertreter vieler Behörden begrüßen und mit herzlichem Dank die Worte der Anerkennung für die von dem Christlich-Sozialen Frauenseminar geleistete Arbeit an die Gründerinnen und die jetzige Leiterin, Fräulein Dr. rer. pol. A. Jorns weitergeben. Der Deutsch-Evangelische Frauenbund hat mit seiner Ausbildungsstätte, der ersten planmäßigen Schule in Deutschland, sein Ziel verwirklicht, evangelisch-christliche Persönlichkeiten für die so dringend notwendigen Aufgaben in Staat, Stadt und Kirche bereitzustellen.

S. W.

Schriftleitung: B. Kraus, Wirtschafts- und Volkspolitik: Dr. H. Suttel, Anzeigen: R. Diekmann, alle in Bethel. Zuschriften für die Schriftleitung: Bielefeld, Schließfach 28. Für Gesandungen Postfachkonto: Hannover 67377, „Aufwärts“, Christliches Tageblatt, Bethel b. Bielefeld. Fernruf 3911/3916, Amt Bielefeld. Druck und Verlag: Anstalt Bethel.